

(Nachdruck verboten.)

Der Kaffl vom Hollerbräu.

31] Roman von R. von Seydlich.

So deutlich war dem Kaffl der Eindruck, daß er in der halben Sekunde, die der Blick dauerte, ein erstauntes „Ah!“ ausstieß . . . im nächsten Augenblick flammte die Lohe über ihn her und riß ihn wie ein harter gegenfahrender Holzblock mit einem Stoß und Schlag rückwärts zu Boden . . .

Das Feuer hatte durch die aufgestoßene Thür Luft bekommen, und in wilder Geschäftigkeit loderte die Glut verzehnfacht auf, — befreit fuhren die Flammen durch die Thür, über den Hingetaumelten weg, in die Nebenräume, in die Gänge, zu den Fenstern hinaus, deren Scheiben knallend zerplatzten.

Kaffl wand sich und drehte sich, — er versuchte, Atem zu ziehen, aber heißer Qualm und braunrote Feuersegen fuhren ihm übers Gesicht. Er schnappte zuletzt erstickend — heftig hustend, auf — er sog in beklemmender Angst den Qualm ein, — er lief, kroch, glitt weiter — ans Fenster! war sein Gedanke — aber wo in dem brodelnden Flammengestader war das Fenster — wo war Luft?!

Luft — — Luft! . . .

Wie ein wildes Thier verfolgte ihn das Feuer, — es stach, es packte, es fraß, es schlug die Krallen ein, es umschürte ihn. . . . Er schrie, er zuckte — —

Noch einmal stieß er einen Schrei aus — den letzten, denn er fühlte sich in des Ungeheuers Rachen, die Beine, der Leib — alles — — alles.

„Ah!!!“ — —

Plötzlich stach und peinigete ihn etwas anderes, etwas, das noch ärger war wie Flammen: ein Guß kalten Wassers . . .

„Da liegt wer!“

„Auf! Anfassn!“

Man faßte ihn . . . wie um ihn zu zerreißen, so packte man ihn. Rasender Schmerz! . . . Und sie zerrn und zerrn und zerrn . . .

Sind es die Flammengeister, die ihn als lustige Deute verzerren?

Und so ganz bei Besinnung! So ohne Gnade . . . — Aber nein, alles wird kalt, alles wird finster, alles wird still . . . Was ist geschehen?

Einen großen flimmernenden Stern sah er vor sich — und dachte dabei: „Herrgott, dees gibt an Morddrausch!“

Und dann — lang nachher, als sei eine Weltgeschichte verfloßen, hörte er die Worte:

„Na, — so schlimm is's net. Wer is's? Der Bräumeister? — Na, vorwärts, auf den Sessel. — Träger anfassn!“

Dann wieder eine Ewigkeit — unbewußt, süß, dämmern — viel Sterne, viel Töne, wie von Trompeten . . .

Und dann, mahnend und klopfend, immer stärker, ein unfäglicher Schmerz . . .

„Sehen Sie, meine Herren, Del ist das einzige. Sie erinnern sich der Katastrophe im Kolosseum; wie mein geehrter Kollege Nußbaum sagt: — Del ist das einzige.“

Und dann kam ein kalter nasser Schlag . . .

Del! . . . Um die Beine, die Hände. Und um den Kopf . . .

Und dann dämmerte ihm ein Fenster auf, das er links neben sich sah. Und die furchtbaren Schmerzen wurden ärger. Und eine weiße Flügelhaube ging hin und wieder, und ein ernstes, stilles Gesicht darunter . . .

„Krankenhaus, . . . ich bin verbrannt“ . . .

— „Muß ich sterben?“

Und wieder eine Ewigkeit, das Fenster wurde dunkel und wieder hell — —

Und dann eine Stimme, die aus der Zeitung vorlas; langsam buchstabierend und ungelent:

„Er wurde auf dem Bahnhof verhaftet, als er den Lindauer Zug besteigen wollte. Man sieht interessanten Enthüllungen entgegen. Der wahnwitzige Exportschwindel entschuldigt Ringelmanns Vergehen nicht; er hat überdies verstanden, den Bräumeister Hegebart mit in seine Netze zu ziehen. Derselbe ist jedoch beim Brande unangekommen, eines der vielen Opfer des schrecklichsten Unglücks, das München seit Jahren betroffen. — Drei Menschen forderte das Unglück als Opfer; außer diesen sind vierzehn Pferde verbrannt, und der Schaden im ganzen dürfte eine Million Mark beziffern.“

Zage verstrichen. Kaffl begriff seinen Zustand; er litt unfählich. . . .

„Herr Hegebart, ich bin beauftragt, Ihnen Ihre Verhaftung anzukündigen. — Aber ohne Sorge; zunächst Ihre Heilung, dann sehen wir weiter.“

VI.

Der Winter hatte seine Karte abgegeben. Als die Schulen aus waren und die Fluten der Münchener erschreckend zahlreich den Rinder den ersten Flocken entgegen, die über die Stadt, die kahlgeblasenen Baumanlagen am Fluß und über die bebauten Höhen der Vorstädte wirbelten. Wer jetzt über die zwei Brücken nach der Au ging, sah wieder wie einst, vor wenig Jahren, neben den neuen Wohnhäusern nur den alten Gasteigkeller aufragen; die hellen stolzen Gebäude der neuen Brauerei waren verschwunden. Im Flockengestöber zeigten sich schwärzliche niedere Umrisse, ein paar Fensterlöcher, durch die der Winterwind pff, Gewölbetrümmer und rostig schwarzes Eisengewirr, an dem die Flocken kleben und nah hinabglitten. In den Winkeln der ausgebrannten Gebäude suchten die zankenden Späßen mürrisch nach den letzten halb verlohnten Getreidekörnern, die ihnen die nächtliche Arbeit der Mäuse übrig gelassen.

Und noch jetzt, nach ein paar Wochen, klebte an der Stätte der fauerbrenzliche Geruch des Brands.

Am Bretterzaun fuhren zwei Droschken vor, und ein Gen darm öffnete den aussteigenden Herren die improvisierte Pforte zur Trümmerstatt. Es begann eine soundjovielle gerichtliche Inaugenscheinnahme des Ganzen.

Der Staatsanwalt wie die Verteidiger hatten eifrig zu thun. Denn über allen Zweifel erhaben war die künstliche Legung des Brands. Darüber waren alle einig. Wer aber den Brand gelegt, und aus welchen Gründen, das war noch unklar.

Die allgemeine Stimme der Entrüstung war in der Stadt lebhafter denn je bei ähnlichem Anlaß; denn es war ja Bier, um das es sich handelte. Und die Volksstimme bezeichnete einstimmig Ringelmann als den Thäter. Von Mindelheimer war wenig die Rede; er mußte zwar als eigentlicher Besitzer die in Aussicht stehende sehr hohe Versicherungssumme einstreichen. Aber kein Mensch wollte ihm die Brandlegung zutrauen. Ringelmann jedoch hatte allen Verdacht gegen sich; ob Hegebart ihm geholfen oder nicht, das bewegte nebenbei ebenfalls die Gemüter.

Ringelmann war verhaftet worden am Mittag des auf den Brand folgenden Tags. Er war mit dem Frühzug nach Augsburg gefahren und wollte von da nach Lindau. Besonders auffällige Summen hatte er nicht bei sich; als Grund seiner Reise gab er an, er wolle persönlich eine Maschinenbestellung in Zürich rückgängig machen, um die abgebrannte Brauerei von dieser Verpflichtung zu entlasten. Außerdem waren es natürlich die durch den Schrecken und die Erstichtungsgefahr erschütterten Nerven, die ihn angeblich zu dem Ausfluge veranlaßt hatten.

Hegebart lag vierzehn Tage recht hart danieder, aber nächst dem Del und seiner eignen gesunden Jugend war es der glückliche Umstand, daß er weniger als gesüchtet verbrannt war, — der ihn endlich genesen machte. Mit den ersten Anzeichen der Genesung zugleich kam ihm aber das Bewußtsein, im Vann des Gerichts zu sein, und je mehr Kraft und Beweglichkeit wuchsen, desto schwerer und schärfer drückte

Pettenkofer.

Ihn das Bewußtsein wund, unter einer entehrenden Anklage zu stehen. Brandstiftung — er! —

Zuerst begriff er kaum, wie einer sein eignes Haus anzünden könne. Aber das Wort Versicherung, was der Anwalt ihm nannte, Märkte ihn auf; konnte Windelheimer oder Ringelmann um der Versicherung willen Brand gelegt haben, so konnte man ihm ja auch zumuten, daß er dabei infolge geheimer Abmachungen einen Gewinn im Auge gehabt habe.

Aber das alles empörte ihn gewaltig, und der Verteidiger hatte bei jedem Besuch erst Not, ihn in Ruhe zu bringen, ehe er sachlichen Erörterungen zugänglich war. — Endlich setzte sich in ihm ein so unerschütterliches Sicherheitsgefühl fest, daß er die Untersuchungshaft kaum mehr als solche empfand. Wer war wohl unschuldiger als er? — Und solche Unschuld muß ja zu Tage kommen! — Davon war er felsenfest überzeugt. Die größere Mehrzahl aller, die in der Sache zu thun hatten, stand auf seiner Seite. Die Stadt — besonders jeder, der ihn persönlich gekannt hatte, war von seiner Unschuld überzeugt. Auch an der harten Energie und der pflichtgemäßen Steifheit des Staatsanwalts riß und lockerte und untergrub die allgemeine Meinung; es fragte sich nur noch, ob vorherige Entlassung wegen Mangels an gravierenden Resultaten in der Voruntersuchung — oder Freispruch bei der Verhandlung vor dem Schwurgericht.

Frau Ringelmann lebte ruhig, — betrübt, wie es sich versteht, aber still und bescheiden. Auch sie war nicht im Besitze großer Summen. Aber daß große Summen in den letzten Tagen des Ludwigsbräu von der Verwaltung eingezogen waren, daß eine angelangte Sendung Gerste am Bahnhof unter der Hand weiter verkauft war, und daß ähnliche Manipulationen schon öfters vorgekommen waren, dafür waren die Beweise freiwillig von den Beschädigten erbracht. Wo steckte nun das Geld?

Windelheimer beeilte sich, zu beweisen, daß er unschuldig war an allem, an jeder Unregelmäßigkeit, natürlich auch am Brande. Er war durch Ringelmanns saule Buchführung selbst schwer geschädigt, und seine Entrüstung über den oder die Verbrecher kannte nicht Maß noch Ziel.

Als ihm vom Richter die Frage vorgelegt wurde, ob er neben Ringelmann auch Hegebart im Verdacht habe, blieb er zunächst eine Zeit nachdenklich, stumm; dann sagte er:

„Kann's nicht glauben. Von dem nicht. — Hätt' ich morgen wieder eine Brauerei — ich nähm' den Hegebart wieder.“

„Das wäre doch — etwas zu viel behauptet,“ entgegnete der Richter, der die warme Verteidigung verdächtig fand.

„Warum zu viel behauptet? Brauen kann er wie keiner; und hätt' er jetzt ja eine Dummheit gemacht, zum zweitenmal macht er sie nicht. Gebrannt Kind scheut's Feuer, heißt's — hier mit doppeltem Recht. — Außerdem, wenn sich kein Geld vorfindet, ist er ebenso geschädigt wie andre. Fragen Sie doch, wo Ringelmann das kleine Vermögen des Neffen hingethan hat? — Und er ist kein Verschwender, der Hegebart, hat keine noblen Passionen; — wohingegen Ringelmann — na, das werden Sie ja selbst wissen.“

Der Richter wußte noch wenig von Fräulein Areszenz Dambücher; aber er erfuhr jetzt einiges und beschloß, ihre angenehme Bekanntschaft zu machen.

Unhöflich, wie Amtsleute manchmal gegen die feinsten und hübschesten Damen sind, ließ er sie bitten, ihn zu besuchen, statt selbst eine Zutrittsvisite zu machen. Aber der Bote fand den Laden zu und den Vogel ausgeflogen. Man untersuchte also im Laden wie in der eleganten Wohnung alles genau, aber ohne jeden Erfolg. Daß hier nicht die unterschlagenen Geldsummen lagen, konnte man sich sagen. Aber es fand sich auch keine geschriebene Zeile, am wenigsten von Ringelmann.

Mit diesem gestalteten sich die Verhöre für die beteiligten Personen lustig genug. Denn die Lage Ringelmanns war für ein Organ der öffentlichen Rechtspflege geradezu klassisch. Der Mann war vermutlich der Hauptschuldige. Er war im entscheidenden Moment gezwungen gewesen, den Kranken zu spielen, und durfte — oder konnte — daher von Rasch's Schicksalen seit der Katastrophe nichts wissen.

„Sebalduß Ringelmann!“ redete der Untersuchungsrichter ihn an; „Sie stehen im Verdacht der falschen Buchführung, des wiederholten Vertrauensbruchs, der Unterschlagung von Geldern und der Brandstiftung. — Was haben Sie zu entgegnen?“

(Fortsetzung folgt.)

Mit Prof. Pettenkofer, der am Sonntag im hohen Alter von mehr als 82 Jahren freiwillig aus dem Leben scheidet, ist ein Mann dahingegangen, dessen rastlose und erfolgreiche Lebensarbeit dem Wohle der gesamten Menschheit geweiht war.

In Bayern geboren, brachte er den größten Teil seines Lebens in München zu, wo er Medizin und Chemie studierte; auch auf den Universitäten in Würzburg und Gießen, wo damals der große Chemiker Liebig lehrte, verbrachte er einige Zeit seiner Studienjahre. Aber seit 1845 ließ er sich dauernd in München nieder, wo er bereits 1847 außerordentlicher, 1853 ordentlicher Professor der medizinischen Chemie wurde.

Ein wichtiger Teil von Pettenkofer's Arbeiten war der genauen Ergründung des menschlichen Stoffwechsels, der Feststellung des menschlichen Nahrungsbedürfnisses gewidmet. Die Untersuchungen, die er in Gemeinschaft mit Prof. Voit anstellte, dienen Jahrzehnte hindurch als die wissenschaftliche Grundlage der Nahrungsmittellehre; heute noch wird das Quantum an Eiweiß, Fett und Kohlehydraten, das ein Mensch zur Erhaltung seiner Arbeitskraft täglich braucht, vielfach nach diesen Versuchen angegeben, obwohl die Zahlen durch Versuche der letzten zwanzig Jahre in manchen Einzelheiten abgeändert worden sind. Aber Pettenkofer's Verdienst bleibt es, dieses große und wichtige Gebiet zuerst in wissenschaftlicher Weise behandelt und der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich gemacht zu haben.

Diese Untersuchungen stehen in engem Zusammenhang mit der ganzen Geistesrichtung Pettenkofer's, die weit weniger darauf gerichtet war, einen erkrankten Organismus zu heilen, als vielmehr einen gesunden Organismus vor Erkrankung zu schützen. Zu diesem Behuf muß man freilich die Bedingungen kennen, unter denen der menschliche Organismus gedeiht, und in dieser Richtung hat sich Pettenkofer unaufhörlich bemüht, nicht nur selbst zur Klarheit zu kommen, sondern auch lares Wissen und die praktische Anwendung desselben in der Bevölkerung zu verbreiten. Freilich kann die Masse der arbeitenden und in untrer unvernünftig eingerichteten Gesellschaftsordnung grade deshalb zu dauernder Armut verurteilten Bevölkerung in dieser Richtung sehr wenig thun. Was nützt es dem Arbeiter, zu wissen, daß ein enges Zusammenwohnen in kleinen, niedrigen, dumpfen Räumen gesundheitsschädlich ist, daß vielmehr reichlich Luft und Licht zur Erhaltung eines gesunden Körpers und frischen Geistes gehört, was nützt ihm eine solche Kenntnis, wenn er für die Summe, die er für eine Wohnung aufwenden kann, beim besten Willen keine gesunde Wohnung erhalten kann. Was nützt die Erkenntnis, daß schlecht gereinigtes Trinkwasser sehr gefährlich ist und die Ausbreitung von Epidemien außerordentlich erleichtert, wenn anderes als schlechtes Trinkwasser gar nicht zu haben ist. Gewiß kann der Einzelne in mancher Beziehung zu einem die Gesundheit fördernden Leben beitragen, in Bezug auf die Kleidung z. B., welche die Transpiration des Körpers gestatten muß, in Bezug auf die Lüftung der Wohnräume, und manche andre klein erscheinenden Einzelheiten. Aber gerade in Bezug auf die wichtigsten Dinge steht der Einzelne den Verhältnissen ohnmächtig gegenüber, gerade da kann nur der größere Verband, die Kommune oder der Staat, regelnd und helfend eingreifen. Die Kommune muß für gute Grundwasserhältnisse sorgen, sie muß eine Wasserleitung einrichten, in welcher das Wasser, bevor es zum Gebrauch kommt, genügend gereinigt wird, sie muß die Reinhaltung in die Hand nehmen oder mindestens dafür Sorge treffen, daß der übermäßigen Ausnutzung des Bodens durch Erriichtung vielstöckiger Mietkasernen mit vielen engen Zimmern ein kräftiger Niegel vorgeschoben werde.

Zu diesen Richtungen ist Pettenkofer bahnbrechend gewesen, so daß man ihn getrost als den Begründer der modernen Hygiene bezeichnen kann. Schon anfangs der fünfziger Jahre begann er mit Untersuchungen über die Ventilationsverhältnisse der Wohnungen, sowie über die Einflüsse der Kleidung auf die Gesundheit, und bereits 1855 wandte er sich dem Studium der Cholera zu, die mit kurzen Unterbrechungen immer wieder in Deutschland aufgetreten war. Pettenkofer untersuchte namentlich die Beziehungen des Grundwassers zu dieser Seuche, und kam zu dem Schluß, daß die Grundwasserhältnisse von der größten Bedeutung für die Ausbreitung der Seuche seien; niedriger Grundwasserstand und große Trockenheit begünstigen nach Pettenkofer die Verbreitung der Epidemie. Als 1883 der Komma- oder Cholera bacillus von Robert Koch entdeckt wurde, hielt Pettenkofer an seiner Meinung fest; weil dieser Bacillus stets im Darm von Cholera kranken gefunden wurde, hielt man ihn für den direkten Erreger der Krankheit, der auf keinen Fall in den menschlichen Magen und von da in den Darm gelangen dürfe. Pettenkofer vertrat demgegenüber entschieden die Ansicht, daß der Cholera keim immer erst im Boden die günstigen Bedingungen treffen müsse, um sich zu voller Giftigkeit zu entwickeln, so daß ein Schutz vor der Verbreitung nicht in Abspergungsmahregeln zu suchen sei, sondern in allgemein günstiger Gestaltung der Boden- und Wasserhältnisse. Um die Richtigkeit seiner Meinung zu beweisen, nahm er als 74-jähriger, als die Cholera so plötzlich und verherend in Hamburg ausbrach, im Jahre 1892, eine Menge von Cholera bacillen zu sich. Er sowie sein Freund Professor Emery, der sich an dem Experiment beteiligte, wurden von

einem heftigen Durchfall befallen, und in dem Stuhlfgang befanden sich natürlich die verschluckten Bacillen in reichlicher Anzahl vor. Bei der Beschreibung des Experiments und seines Zustands meinte Pettenkofer launig, viele seiner Kollegen würden behaupten, er habe eine echte Cholera durchgemacht, aus keinem andren Grund, als weil in seinem Stuhlfgang Komma-Bacillen vorhanden gewesen seien; mit demselben Recht aber könnte man auch behaupten, wenn er Pflaumenkerne verschluckt hätte und sich in seinem Stuhlfgang Pflaumenkerne zeigten, daß er an der Pflaumenkernkrankheit lide.

An dieses namentlich bei dem hohen Alter Pettenkofer's doch sehr gewagte Experiment schloß sich eine lange Diskussion der Hygieniker an; harmlos ist der Komma-Bacillus ganz sicher nicht, wie ja gerade auch dieser Versuch bewiesen hat; damit er aber mit ganzer verderblicher Kraft wirke, dazu ist sicherlich eine Disposition (Veranlagung) der betreffenden Person nötig, in deren Darm er gefaßt. Dagegen ist keineswegs festgestellt, ob er durchaus erst durch den Boden gegangen sein muß, um seine vergiftende Kraft zu erlangen. Jedenfalls triß Pettenkofer mit seinen Begnern in der Forderung guter Wasserverhältnisse als vorbeugender Maßregel durchaus überein. Wie wichtig diese sind, hat gerade auch die letzte Hamburger Epidemie gezeigt. Die hamburgische Wasserleitung führte unfiltriertes Elbwasser und in Hamburg erkrankten von je tausend Einwohnern dreißig; in Altona, das als von Hamburg gesonderte Stadt gar nicht zu betrachten ist, war eine Wasserleitung mit gut filtriertem Elbwasser vorhanden, und hier erkrankten von je tausend Einwohnern nur vier. Ja, mitten in Hamburg selbst blieben einige Anstalten mit je einigen Hundert Bewohnern, welche nicht an die Wasserleitung angeschlossen waren, sondern eigene Brunnen hatten, von der Seuche vollständig verschont.

Pettenkofer's unausgesetzten Bemühungen ist es zu danken, daß die Aerzie sich fort und fort an die Behörden wandten, um auf die Wichtigkeit der vorbeugenden Hygiene aufmerksam zu machen, so daß im preussisch-deutschen Militärstaat wenigstens einige Mittel hierfür aufgewendet wurden, wenn auch lange nicht der Wichtigkeit der Sache entsprechend und gar nicht zu vergleichen mit dem, was für die Vergrößerung des Heeres und was zur Erhaltung der Junker ausgegeben wird.

Ganz besonders anregend mußte Pettenkofer natürlich an der Stätte seines unmittelbaren Aufenthalts in München wirken. Hier hatte sich ihm ja im Anschluß an die Cholera-Epidemie von 1854 die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die Verunreinigung des Bodens in erster Linie zur Verbreitung der Krankheit beitrage. Energisch nahm er den Kampf um die Reinigung des Bodens auf, um so energischer, als seine und die Unternehmungen seiner Freunde zeigten, daß auch der Typhus — München war geradezu verflüchtigt als „Typhus-nest“ — seine beste Verbreitung durch die Verschmutzung des Bodens finde. Welchem Erfolg die Bemühungen hatten, ist bekannt; seitdem München die Schwenmkanalisation, Quellwasser-Versorgung und ein Central-Schlachthaus besitzt, ist es aus einer der ungesundesten zu einer der gesündesten Großstädte geworden. Die Sterblichkeitsziffer, welche noch zu Anfang der siebziger Jahre 40 auf je 1000 Einwohner betrug, ist seitdem ständig herabgegangen und betrug in den Jahren 1896 bis 1898 nur noch 24 auf je 1000 Einwohner.

Man sollte meinen, solche Bestrebungen wie die Pettenkofer's könnten nirgends auf Widerstand stoßen. Aber es existiert in unrer Gesellschaft eben eine Klasse von Menschen, deren in Mark und Fleimigen ausdrückbares Interesse dem der Gesamtheit durchaus entgegengesetzt ist: die Hausbesitzer. Diese setzten den Bestrebungen Pettenkofer's einen zähen Widerstand entgegen. Als ein Beispiel des Unverständnisses führen wir die bittere Klage eines Hausbesizers über eine Verordnung an, nach der die Abtrittgruben cementiert werden mußten. In seinem neuen Hause laufe die cementierte Grube alle paar Monate über und müsse entleert werden; in seinem alten Hause habe er die Grube 20 Jahre lang nicht zu räumen brauchen, und nun solle er sie dort auch cementieren! Pettenkofer bemerkte zu dieser Klage, daß man daraus ersehen könne, eine wie ungeheure Menge von Unrat der grobkörnige Boden Münchens zu schlucken vermöchte.

In schwerem Kampfe also gegen Habsucht und Unverstand wurde die Affairierung (Gesundung) Münchens durchgeführt. Es ist dies ein Stück socialen Kampfs. Auf diesem Gebiet, auf welchem der Einzelne ohnmächtig ist, muß die Gesamtheit eintreten. Zudem sie dies thut, wird sie sich ihrer socialen Aufgaben mehr und mehr bewußt und leistet bereits ein gutes Stück Arbeit für eine zukünftige bessere Gestaltung der gesamten Gesellschaft. Die Männer, die hier voran stehen, dienen so der socialen Entwicklung in hervorragender Weise, und deshalb wird auch allen voran der Name Pettenkofer's stets in dankbarer Erinnerung genannt werden. — Bt.

kleines Revueillon.

— Die Augen Frauen von Charlottetown. Aus Montreal wird der „Zef. Bg.“ geschrieben: Den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, das war die schöne Wifcht der Frauen und Wasserfanatiker in dem kleinen Charlottetown auf Prinz-Edward-Insel, Canada. Leider ist aber der Versuch bis heute, wie vorweg bemerkt sei, kläglich mißglückt. Als ich im Jahre 1896 die Stadt zum erstenmale

befuchte, war daselbst der Verkauf von Bier und alkoholhaltigen Getränken streng verboten; d. h. nach dem Geize und auf dem Papier, denn ungeachtet der schärfsten Vigilanz, die besonders von der für das Wasser schwärmenden Weiblichkeit geübt wurde, fand ich ohne große Mühe eine Anzahl von den Birgern stark frequentierter gemüthlicher Stübchen, in denen es einen guten Tropfen zu trinken gab und außerdem verkauften die zahlreichen Apotheken recht gern einen Whisky, Brandy usw., wenn man sagte, man brauche ihn aus „Gesundheitsrücksichten“. Mit der Zeit merkten nun auch die Abstinenzler, daß das lasterhafte Trinken auf diese Art nicht auszurotten sei; die Frauen sahen ihre männlichen Angehörigen nur zu oft den bekannten Biczadiveg nach Hause einschlagen und da sie glaubten, daß der Reiz der Heimlichkeit die böse Anfitte nur fördere, beschloffen sie kurzerhand, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen und den schlimmen „Num-Teufel“ sich selbst töten zu lassen. Es wurde ein Gesetz erlassen, demzufolge das Alkoholverbot aufgehoben und jedem gestattet wurde, eine Kneipe aufzumachen, wo und wie es ihm beliebte, und man ging sogar soweit, von jeder Schanksteuer (und die war hier sonst gepfeffert!) abzusehen. Alles war frei und den Trinkern offen, nur war eine kleine Nebenbedingung dabei: erwischte nämlich die Polizei oder das Vigilanzkomitee auf offener Straße einen aus einer solchen Wirtschaft Kommenden, der sich des rechten Wegs nicht mehr bewußt war, so sollte er stets pede eingesperrt und gleich dem Wirt, der ihm den letzten Tropfen verkauft, sehr streng bestraft werden. Von diesem Paragraphen verbrach man sich großen Erfolg, aber wie wenig launte man die passionierten Trinker! Als ich unlängst wieder einmal in Charlottetown weilte, da blühte das Wirtsgeschäft herrlich und nur die Apotheker machten ob der verlorengegangenen Kundschaft saure Gesicht. Freilich, die Wassergesellschaft sah auch ziemlich verblüfft, daß sich kein Mensch an die strenge Strafklausel lehrte, sondern frisch und freudig alltäglich offen zur Kneiperei ging; erfordert doch das Salzwasser-Klima eine weit kräftigere und reichlichere flüssige Stärkung als das Inland-Klima. Nur sind die Alkoholfeindinnen ratlos und wissen nicht, wie sie den Männern das Trinken doch noch abgewöhnen könnten. —

— Zur Diätetik des Tanzens. Der Arzt und Hygieniker Professor Dr. Gustav Jäger (der sogenannte „Wolle“-Jäger) giebt in einem Aufsatz im Stuttgarter „Neuen Tagebl.“ Winke zur Diätetik des Tanzens. Er schreibt u. a.: „Was bei der Beobachtung der Tanzenden am meisten auffällt, ist, daß die Tänzerinnen den Tänzern nicht bloß an Tanzlust, sondern auch an Tanzfähigkeit, namentlich aber an Ausdauer ganz entschieden überlegen sind. Zum Teil ist das begründet im Körperbau. Das Mädchen hat einen verhältnismäßig viel kleineren, also auch leichteren Oberleib als der Mann, und der Oberleib ist beim Tanzen das Gepäd. Nebst dem Leib ist es aber auch das Kleid. Wer von diesem etwas versteht, begreift, daß die Tänzerin in ihrem hellen bis weichen Kleid dem Jüngling in seinem schwarzen Leidenbitteranzug weit überlegen ist, und ein andrer Vorteil ergibt sich aus der Weinkleidung. Das weiß ja gerade jeder Radler und Bergsteiger, daß man in Schuh, Strumpf und Kniehose weit leistungsfähigere Beine hat, als in den langen, unten offenen Oseurohren, deren Nachteile ja den Radler zwingen, sie mit einer Spange zu verschließen. Dieser Vorteil wird durch das Frauenkleid natürlich etwas vermindert, aber nicht aufgehoben. Daß der Unterschied in der Kleidung eine solche Rolle spielt, zeigt sich darin, daß bei Stoffimbällen, wo beide Geschlechter in Bezug auf diese zwei Punkte weit gleicher sind, der Unterschied in Ausdauer und Beweglichkeit auch lange nicht so auffällig ist als beim gewöhnlichen Ball. Ein letzter und sehr schwerwiegender Grund liegt in dem Unterschied dessen, was die verschiedenen Geschlechter genießen. Daß Vergenüß die Glieder erschwert, braucht man doch wohl nicht erst zu sagen, und daß die Wirkung des Tabakrauchens in gleicher Richtung liegt, dürfte wohl auch bekannt sein. Und was genießen die Tänzerinnen? Zuder und immer wieder Zuder mit Gefrorenem, Limonade, Zudertwasser, Wackwerk, Bonbons usw. Und was ist die Folge? Die Kutscher wissen das längst. Wenn man ein Pferd immer wieder zu neuer Leistung weit über das gewöhnliche Maß und Dauer befähigen will, so darf man ihm nur von Zeit zu Zeit wieder eine Hand voll Zuder geben. Das ist beim Menschen genau so. Während der Jüngling vom Bier- und Tabakdusel immer fauler wird, tanzt die Dame, dank ihrem Zuder, bis in den Morgen hinein mit ungetrübter Ausdauer. —

Aus dem Tierleben.

— Aus dem Geistesleben der Vögel. Wenn man sich einem brütenden Riebigweibchen nähert, so fliegt es auf und umflattert, zugleich mit dem Männchen, den Ankommenden mit lautem Geschrei. Dem gewerbsmäßigen Eierhammer, der diese Gewohnheit kennt, dient sie zum Auffinden des Nestes. Aber nicht immer macht es der Riebig so. Er läßt vielmehr, wie Dr. W. r. ä. f. in seinem Buch: „Unsre gefiederten Freunde“ erzählt, oft gerade den entgegengesetzten Kunstgriff aus, uns von der Niststelle wegzuführen. „Auf das ängstlichste umfliegen und umschreien uns die Vögel, wenn wir noch weit von der Niststelle entfernt sind; je mehr wir uns aber zufällig derselben nähern, um so ruhiger werden sie, so daß der Unerfahrene oftmals kurz vor dem Neste wieder umkehrt, in der Meinung, die eingeschlagene Richtung habe ihn von dem Ziele seiner Wünsche entfernt: eine geradezu verblüffende Schlaueit, die wir oft mit Vergnügen an den

Vögeln wahrgenommen haben. Wir können diesem klugen Gebahren, Eier und Brut zu retten, das uns kein anderer Vogel in so vollendeter Weise gezeigt hat, nur das wirklich rührende Verhalten der meisten unserer kleinen Singvögel, z. B. Grasmücken, oder Laubsänger, an die Seite stellen. Merkt sich ein Vöglein, daß wir uns seinen Nestjungen nähern, so fällt es nicht selten vom Zweig dicht vor unsere Füße, flattert unbeholfen am Boden dahin, bald einen Flügel nachschleppend, bald einen Fuß, und will uns so glauben machen, daß es lahm und krank sei, und daß wir nur die Hand ausstrecken dürfen, um es in unsere Besitz zu bekommen. Natürlich folgt der Unkundige dem schlauen Vogel eine ganze Strecke weit, bis sich das „flügel lahme“ Geschöpfchen plötzlich emporhebt und in die Wipfel der Bäume — treue Mutterliebe hat die Kleinen gerettet, hier wie dort.“ —

Aus der Pflanzenwelt.

— Salamanderbäume. Wir lesen im „Promethens“: In Afrika und Südamerika hat man seit langer Zeit einige Bäume bewundert, die bei Steppen und Waldbränden von den Flammen verschont werden und bei Beginn der feuchten Jahreszeit neu ergrünen. Die *Rhopala obovata*, eine Proteacee Kolumbiens, ist ein solcher feuerfester Baum, der die Steppenbrände überdauert, und in Afrika kennt man deren verschiedene. Aber es war bisher kaum bekannt, daß Italien und das mittägige Frankreich, sowie andre südeuropäische Länder seit bald vierzig Jahren einen australischen Baum beherbergen, der sich ähnlich verhält, den schnell wachsenden Blaugummibaum (*Eucalyptus globulus*). Dieser Baum wurde in den Sumpfigen Gegenden bei Rom und in Toscana angepflanzt, weil man sagte, daß seine aromatischen Ausdünstungen das Fieber vertreiben sollten. In Wahrheit nützt er mehr durch sein großes Wasserbedürfnis und trägt zur Trockenlegung von Sumpfstreden bei durch die bedeutenden Wassermengen, die er emporhebt und verbunstet. An diesem Baum, der in vielen europäischen Gegenden bereits ansehnliche Heine bildet, da er sehr schnell wächst, hatten die Leute nun bald bemerkt, daß seine abgehauenen Zweige sich zur Kaminfeuerung und zum Feueranmachen überhaupt sehr schlecht eignen, da sie sehr schwer anbrennen, während man bei dem starken Gehalt des Laubes an ätherischem Öl das Gegenteil vermuten sollte. Natürlich brennen die Meiser schließlich, aber es dauert lange, bis sie Feuer fangen.

Der Botaniker Charles Raudin, welcher zu Antibes in der Nähe solcher Eucalyptus-Wälder wohnte, hatte wiederholt auf diese Widerstandsfähigkeit des Baums gegen Feuer aufmerksam gemacht und vorgeschlagen, man solle die durch Waldbrände stark heimgesuchten Nadelholzwaldungen Südfrankreichs durch Streifen dazwischen gepflanzter Eucalyptus-Bäume abgrenzen, um dem Weitergreifen des Feuers Einhalt zu thun. Aber der berühmte Botaniker starb vor einigen Jahren, ohne daß ein Versuch in dieser Richtung gemacht worden wäre. Vor kurzem hat nun der Zufall diesen Versuch nachgeholt, bei Gelegenheit eines Waldbrands auf der Insel Bonquerrolles, einer der Hyères. Wie der daselbst wohnhafte Agrrikultur-Professor Léon de Roussin berichtet, war dort nach der Mittelmeerküste hin, in einem Nadelholzwalde, der in seinem Innern drei Eucalyptus-Bestände einschloß, ein großer Waldbrand ausgebrochen. Alle Nadelholzabäume waren bis zum Boden verbrannt und verkohlt, so daß sie einen traurigen Anblick boten. Die Eucalypten dagegen waren trotz ihrer verengten Blätter, verkohlten und hier und da durch die Hitze zersprengten Rinde unverbrannt und aufrecht geblieben, so daß L. de Roussin riet, sie nicht zu fällen, und damit Recht behielt. Denn im folgenden Frühjahr trieben diese Salamanderbäume reichliche und kräftige Sprossen, so daß inmitten der leergebrannten öden Stätte sich eine üppige grüne Waldoase erhob, welche den ihr damals zugefügten Schaden bald überwunden haben wird.

Der Beobachter wiederholt daher eindringlichst Raudins Rat, die Wälder des Südens mit breiten Eucalypten-Streifen zu durchziehen und so den Nadelwald in Kompartimente zu zerlegen, die gewissermaßen durch Feuermauern geschützt würden. Allerdings kommt der Blaugummibaum nur auf wasserreichem, sumpfigem Boden fort, aber es läßt sich erwarten, daß andre, auf trockenem Boden gedeihende Eucalyptus-Arten ein ähnliches schwer feuerfangendes Holz besitzen werden, so daß in dieser Beziehung Versuche angestellt werden müßten. —

Astronomisches.

ie. Die Katastrophen auf dem Planeten Jupiter. Der Jupiter ist jetzt als Morgenstern sichtbar und wird die Astronomen wieder veranlassen, die Beschaffenheit seiner Oberfläche und ihre Veränderungen möglichst genau zu beobachten. Allerdings ist seine gegenwärtige Stellung nicht besonders günstig für die Forschung, da er zu tief am Horizont steht und seine Klarheit insolge dessen durch den Dunstkreis der Atmosphäre beeinträchtigt wird. Seit Jahren haben sich die Planetenforscher mit einer eigentümlichen Erscheinung auf dem Jupiter beschäftigt, die als der „große rote Fleck“ bekannt geworden ist. Er liegt in der südlichen Äquatorialzone, augenscheinlich in einer Vertiefung, ist aber jetzt im Verschwinden begriffen. Er hat der Himmelskunde große Dienste dadurch geleistet, daß er die Umdrehungszeit des Planeten zu messen gestattete. Es dürfte auch jetzt noch von Wert sein, ihn in seinen Bewegungen scharf im Auge zu behalten. Außer diesem roten Fleck haben sich in der Nähe des Jupiteräquators andre

Flecken gezeigt und alle besitzen scheinbar eine selbständige Bewegung. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß sie uns als sichtbare Zeichen gewaltiger Katastrophen zu gelten haben, die sich auf der Oberfläche des Planeten vollziehen und es würde besonders wichtig sein, festzustellen, ob solche Umwälzungen in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehren. Einzelne Beobachtungen scheinen darauf hinzudeuten, daß es so ist. So giebt es in etwa 23 Grad nördlicher Breite eine Zone, wo 1869, 1880 und 1900, also in Zwischenräumen von rund 10 Jahren, bedeutende Ansammlungen von Flecken erschienen sind, die grade jetzt wieder zu beobachten waren. Auch sie sind wahrscheinlich als Merkmale großer vulkanischer Ausbrüche zu betrachten. Da diese auffallenden Fleckenzone, die ihrer Entstehung nach mit den Sonnenflecken vergleichbar sind, sich teils schneller teils langsamer als der ganze Himmelskörper vor dem Auge des Beobachters bewegen, so müssen sie zu der Vorstellung Veranlassung geben, daß sie nicht Ausbrüche darstellen, die an einer Stelle zu Tage treten und daselbst verharren, sondern daß sie ganze Strömungen innerhalb der noch in glühendem Zustande befindlichen Oberfläche des ganzen Himmelskörpers bilden. Solche vulkanische Strömungen, wenn man sie so nennen darf, sind sowohl auf der nördlichen wie auf der südlichen Halbkugel des Jupiter zu beobachten gewesen. Ueberhaupt bildet die Scheibe des Planeten dem bewaffneten Auge ein vielseitiges Bild, das aus einzelnen verschiedenfarbigen Bändern zusammengefügt erscheint, die sämtlich dem Äquator parallel laufen. Die Erforschung ihrer Verteilung, Farbe, Form und Bewegung in den verschiedenen Breiten bleibt eine wesentliche Aufgabe der Astronomen, zu deren befriedigender Erfüllung noch vieles fehlt. Da der Jupiter sich wahrscheinlich auf einer Entwicklungsstufe befindet, die unsere Erde schon vor langer Zeit durchgemacht hat, so würden wir durch ihre genaue Erkundung auch Rückschlüsse auf die Beschaffenheit der Erde vor längst vergangener Zeit ziehen können. —

Humoristisches.

— Freundinnen-Vosheit. „Mein Mann läuft mir ohne Widerrede jedes gewünschte Toilettenstück.“

„Du sagst ihm jedenfalls stets, im Besitze des Gewünschten würdest Du zwanzig Jahre jünger aussehen.“ —

— Stoßseufzer. Deine Frau sieht aber auch früh und spät am Klavier!“

„Ach ja, ich bin eben verheiratet mit Klavierbegleitung!“ —

Notizen.

— Für die beste Arbeit über die Bücherinsekten und deren erfolgreichste Vernichtung sind zwei Preise zu 1000 Fr. und 500 Fr. ausgeschrieben. Genauer Auskunft erteilt Herr Henry Martin von der Bibliothéque de l'Arseal in Paris, dem auch die betreffenden wissenschaftlichen Arbeiten einzusenden sind. —

— Shakespeare's Lustspiel „Die lustigen Weiber von Windsor“ gelangt am 23. Februar als Sonder-Vorstellung im Berliner Theater zur Aufführung. —

— „Die Fee Caprice“, ein Verklüppel von Oskar Blumenthal, wird mit Beginn der nächsten Saison im Lessing-Theater in Scene geben. —

— Die diesjährigen Festspiele des Rheinischen Goethe-Vereins werden vom 29. Juni bis 7. Juli im Düsseldorf Stadt-Theater abgehalten werden. Diesmal kommen Lessing, Kleist und Hebel zu Wort. —

— J. W. Widmanns Lustspiel „Lshanders Mädchen“ erzielte bei der Erstaufführung am Stadttheater in Frankfurt a. M. einen schönen Erfolg. —

— Die internationale Ausstellung 1901 im Münchener Glaspalast wird Kollektiv-Ausstellungen von Werken der verstorbenen Maler Leibl und Gysis, sowie eine Separat-Ausstellung von Werken Arnold Böcklins bringen. —

— Professor Furtwängler, der Direktor der Münchener Glyptothek, wird im März und April auf der Insel Regina bei dem Tempel, zu dem die berühmten ägyptischen Siebelfiguren gehörten, Ausgrabungen veranstalten. —

— Ein internationaler Tuberkulose-Kongress wird vom 22. bis 26. Juli in London tagen. —

— Schonung des Farnkrauts. Aus dem bairischen Walde berichtet die „Donau-Zeitung“: Im letzten Sommer und Herbst sind Bewohner verschiedener Gegenden des Bayer- und Böhmerwalds auf eine neue Erwerbquelle gekommen, nämlich auf das Ausheben und Sammeln des Wurzelstocks von Farnkraut. Diese Wurzeln wurden in feuchtem Zustande um 3,50 M., getrocknet aber um 7—8 M. von fremden Händlern massenhaft gekauft und hauptsächlich nach Frankfurt a. M. geliefert, wo sie zur Gewinnung von Arzneimitteln und Farbstoffen verwendet wurden. Nun hat das Ministerium die Forstbehörden angewiesen, der Ausrottung des Farnkrauts entgegenzuwirken und insbesondere die Aushebung in den Staatswaldungen nicht mehr zu dulden. —